



[Nachdruck verboten.]

Zigeunermusik.

Von Hugo Klein (Wien).

Die ungarischen Spielleute, die in Deutschland für ihre feurigen Weisen so viel gefeiert werden, können ein schönes Märchen erzählen von der — vergoldeten Zigeunergeige. In Ungarn giebt es kein Fest, kein Gelage, keinen Frohsinn ohne diese Geige. Ueberall spielt sie zu den Gelagen und zu dem frühlichen Reigen auf, den Bauerntöchlein in der Dorfchenke, wie den Comtesseu und Baronesseu in den Palästen. Ein Gelbhaar in Frankfurt a. M. zählt einer Zigeuner-Musikantenkapelle ein Honorar von 1500 Gulden für jeden Tag. Ein anderer Gelbhaar, Baron Leopold Rothschild in London, wollte bei seiner Hochzeit mit dem schönen Fräulein Perugia die ungarische Zigeunergeige hören. Die berufenen Musikanten verlangten aber kein geringeres Honorar als 14000 Gulden für ihren Ausflug, und solche Zigeunermusik war selbst einem Rothschild zu theuer. Aber nicht nur die Fürsten mit den papierenen Kronen hören die originellen Melodien der Fußten gerne. Ihr Auditorium bilden manchmal auch die Prinzen in den Königspalästen. Der englische Thronfolger labet die Zigeunergeige immer wieder in die hohen Hallen von Windsor Castle. Von ihren Concertreisen im Auslande lehren sie mit goldenen Schätzen heim. Besonders in Berlin spart man für sie nicht die Moneten. Einmal haben sie auch Paris fast gemacht mit ihrem Victor Tiffot, der mit acht französischer Gränblüthe ein Buch „Etüden“ über Ungarn nach einer Kapelle mittelaltiger Zigeuner-Musikanten, „Voyage au pays des tsiganes“ benannte.

Zu Hause, in Ungarn, werden sie selbstredend am meisten gefeiert. Die Herrlichkeit datirt allerdings nicht von lange her. Man hörte in Ungarn immer gerne die Zigeunermusik, man bot ihr aber nicht allezeit Ruchen und häufig nicht das Brot. Die hochgeborenen Jeder der alten Zeit, welche die braunen Musikanten zu Waile luden, verschlügen die leeren Weisfalschen noch immer mit Vorliebe an Zigeunerköpfen; und wenn die bewaichete Schaar der Gäste auch manchmal mit den großen Vorknoten nicht künzte — das Loos der armen Geiger war im Allgemeinen doch Elend und Jnnger. Es war nicht die Regel, dem Zigeuner zu geben, was er verdiente — man vernies ihn auf das Betteln und Stacheln, als auf die traditionellen Erwerbswege seines Stahes. Erst in den 50er Jahren, als sie sich warm an das Volk angeschlossen, in dessen Mitte sie lebten, begann man, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In ihren Geigen, welche den Marsch, „Kafozs“, des Rebellen“ spielen, wohnt auch der trostige Geist des Widerstandes der Kuruzen. War es möglich? Wenn es nicht wirklich so gewesen wäre, man hätte es ihnen niemals geglaubt. Der unerflichtige Haynau und jene, die nach ihm kamen, verstanden keinen Spah; wenn ein Zigeuner dabei ertappt wurde, daß er die ungarischen Schlachtenmärtige spielte, so wurde er unerwählig in die österrische Uniform gesteckt. Der Zigeuner gilt aber im Allgemeinen als sein besonderer Freund der Feuerwaffen; wie dem immer je, in diesem Falle erwies er sich wenigstens als kein Freund der österrischen Waffen. Und so kam es, daß die Namen der Zigeuner, welche in die Arme eingereicht wurden, die Detonationskräften statlich anwachsen ließen. Drei berühmte Brüder von Zigeunermusikanten (Baitarus) gelangten auf diese Weise zu anderen Namen, als ihre Väter trugen. Denn wer erkennt den Zigeuner, wenn er einmal einen anderen Namen trägt? Verrath war nicht zu befürchten. In den saisonablen Hotels und Restaurants durften sie sich jedenfalls nicht sehen und jedenfalls ihre ungarischen Wieder nicht hören lassen; aber in den verdickten Gehenden der Vorstädte, die man der polizeilichen Aufsicht nicht würdige, erkönten die Klänge des Katozymariches, des Klapamariches, des Kofstümmerches und alle anderen Revolutionsmärtige des ungarischen Volkes. Wenn man früher oder später davon erwirbt, so gestaltete sich die Sache allerdings höchst unangenehm; es gab Verwarnungen, Abstrafungen, Verfolgungen — so viele Köpfe aber auch gefallen waren, die Notenköpfe konnten man nicht aus der Welt schaffen. Die Zigeuner mochten das Spiel; und die Ungarn pilgerten in die Dede jener Gassen, wo keine Lampe das Dunkel erhellte, und lehrten immer wieder in die rauchgefüllten Kneipen ein, wo man zum ungarischen Weine auch ein verbotenes Lied kredenz erhielt.

Als später das ungarische Lied wieder gesungen werden durfte, verlag man der Zigeuner nicht. Und so müssen sie heute bei jedem Feste sein. Sie haben es nicht mehr nötig, auf der Geige das Lied erklingen zu lassen, um den Hunger zum Schwelgen zu bringen; wie es in einem alten, liebenswürdigsten Volksliede der Zigeuner heißt, welches Dr. Heinrich von Blislock mit vielen anderen Gefängen des braunen Volkes in das Deutsche übertrug hat. Man gedachte, als alles anders wurde, dankbar der Zigeuner. Die Szegediner leisteten im Jahre 1874 auf die Initiative des Gerichtspräsidenten Marinkics eine Sammlung ein, damit ihr Zigeuner-Primas, der blaue, dunkeläugige Moriz Nacz, zur Stärkung seiner Gesundheit in ein ausländisches Bad fahren könne. Als er stark, erkrankten sie ihm einen Gedenkstein, auf welchem in schönem

goldenen Buchstaben die Worte zu lesen waren: „Dem unvergesslichen Dolmetsch der ungarischen Weisen — seine Freunde.“

Ein Szegediner Blatt brachte schließlich zwei große Feuilleton-Artikel über Moriz Nacz; da war vor Allem die Genealogie unseres Helden skizziert, die selbstverständlich bis Bihari, dem großen Musikanten vergangener Jahrhunderte zurückgeführt wurde; dann war auch erzählt, wo er das Licht der Welt erblickt, wann er das Geigenpiel erlernt, welchen Kapellen er und wie lange er angehört, bis er es zur Prämiegeige gebracht, welche Mädchen er zu Gattinnen genommen hatte, — denn er erlor sich immer wieder eine neue, wenn die alte starb — und welche Vorzüge den verschiedenen Frauen nachzurühmen waren. Er ruhe in Frieden! Auch die Zuhörer und späteren Freunde Franz Baitarus“ errichteten demselben auf dem Kerepeter Friedhofe in Pest ein hübsches Grabdenkmal. Baitarus war nicht bloß ein Geiger der Revolution, er war auch ein Virtuos auf seinem Instrumente. Koloman Toth, Vesznyoh und andere ungarische Dichter feierten sein Geigenpiel in schwingunghaften Poemen. Emeric Bachott, ein ungarischer Dramatiker, schrieb ihm sogar ein Volksstück „auf den Weis“ und in diesem Stücke geigte er auch auf der Bühne des Pesther Nationaltheaters. Der Tod ercileite ihn, während er den Vagen führte, er spielte sich die Lieblingsweise als Todtenmärtig. . . . Und der Lebenden gebent man ebenjo pärtlich wie der Toten. Man schenkt ihnen nicht nur kostbare Madonnenbilder, wie es dem Pesther Geiger Bamba Marzi seitens einer frommen ungarischen Magnatenfamilie passirte, man honorirt ihr Spiel dertart, daß sie sich sammt und sonders einer behaglichen Wohlhabenheit erfreuen könnten: . . . Ja, wenn das Spiel nicht wäre und der Wein und das schöne Mädchenvolk! Das hungernde Komabengier ist aber jedenfalls verschwunden. Und Manchem, der dem „Nacht-Walch“, dem beliebtesten Hazardspiel der Pesther Cafés, aus dem Wege gegangen, gelang es auch, sich ein angenehmes Heim zu gründen.

Sie haben in Pest, in der Franzstadt, dem IX. Bezirk, ihren eigenen Rayon; sie wohnen in großen, mit Gärten versehenen Häusern, in lichten, luftigen, hübsch möblirten Wohnungen. Ihre Frauen und Töchter tragen seidene Tücher auf den dunklen Köpfen und goldene Gehänge in den Ohren. Von den Kindern erhalten manche eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung — eine Tochter Sarkizy Ferlo's, eines renommirten Musikanten vergangener Tage, ist eine der bestbelehrtten Primadonnen des neuen, prächtigen ungarischen Volksopertheaters. Wenn in Pest der Fasching vorüber und dem p. t. Publikum kein Garbas mehr aufzuspielen ist, veranlassen sie auch ihre Eitelbälle. Alljährlich giebt es dann zwei — drei solcher eleganter Zigeunerbälle; zur Kaffeunde ist Souper mit französischem Menu; bei dem Souper aber wird ausschließlich Champagner getrunken. Gleich gut geht es den Zigeunermusikanten in der ungarischen Provinz. Der Waigener Zigeunermusikant Pozjar Jani ließ seinen Erstgeborenen zum Geistlichen, seinen zweiten Sohn zum Advokaten heranzubilden. Der junge Priester hielt im vorigen Jahre seine erste Predigt. Das 12jährige hübsche Töchterchen Pozjar's wird zur Lehrerin erzogen und erhält theuren Sprach- und Musikunterricht. Und so vollzieht sich im Frieden, was vor hundert Jahren die Strenge nicht zu erzielen vermochte: Kaiserin Maria Theresia machte die ersten Versuche der Kolonisation der Zigeuner in Ungarn; Joseph II. setzte dieselben durch sein „Hauptregulativ für Zigeuner“ vom 9. October 1783 fort. Man wies den Zigeunern Wohnsitze an und gab ihnen Grund und Boden. Das wanderlustige und arbeitsträge Völkchen ließ aber die ganze sephaste Herrlichkeit im Stich und setzte sein altes Bagabondensleben fort — selbst, wenn es nicht gelang, das neue Eigenthum zu vererben. Nun kamen strenge und grausame Maßregeln. Man verbot die Ehe zwischen Zigeunern — die Zigeuner befaßen sich auch ohne den priesterlichen Segen. Man nahm ihnen die Kinder weg und gab sie zu christlichen Meistern in die Lehre — die Meister waren froh, wenn die ungebirgigen Jungen zu ihren Eltern zurückließen, die überdies niemals über Kindermangel zu klagen hatten. So spielten die Leuten die Rolle der Unsterblichen. Die Kolonisation gelang nur in einem Theile Siebenbürgens, wo es noch heute Zigeunerhöfchen und in manchen Gegenden Zigeunerdörfer giebt. Die mechanische Geschicklichkeit und der aufgeweckte Geist des Völkchens verfallen ihm dort zu Wohlhabenheit — die reichen und kostbaren Koftime der siebenbürgischen Zigeunermädchen, die Georg Kallagk malt, sind eine treue Kopie der Wirklichkeit. So wird es nun wohl auch anderswo werden. Ueberall in den Städten bilden sich kleine Zigeunerkolonien. Auf diese Weise wird es geschehen, daß die 85,000 Zigeuner, die es nach der letzten Volkszählung in Ungarn giebt, künftige Staatsbürger werden, zum Theile eine Musikgilde mit Vogen und Cymbalhämmern in der Wapp.

Sie bringen ihr eminentes Talent zur Musik mit auf die Welt. Wenn es wahr ist, daß sie von den 4000 Kulis abtammen, die Tamerlan aus Indien verbrängt, wie die Beleherten behaupten, dann hätte sich ja ihr musikalisches Talent bereits durch 1400 Jahre von Generation

auf Generation vererbt. Sie spielen jede Weise, die man ihnen vorgehungen, sofort auf der Geige nach. Vor zwei Jahren, als in Pest, in der großen Redoute, ein Monstreconcert von zehn Zigeunerkapellen veranstaltet wurde, hatte man hier vollauf Gelegenheit, ihr angeborenes Talent in der raschen Auffassung, wie in der mächtigen Wirkung zu bewundern. Der Schwung ihres Spiels riß das mit Zigeunermusik gefättigte Publikum trotz seiner Blafirttheit zu immer neuen frenetischen Applausstürmen hin. 120 Zigeuner spielten da mit einer Differenz einer Gafel Note zusammen und zur Erzielung dieses Zusammenspiels hatte eine Probe von drei Stunden genügt. Sie hatten kein Notenfest vor sich liegen und der alte Bunko, ein bekannter Geigerbeteran, welcher als Dirigent fungirte, markirte mit seinem Dirigentenstabe den Takt. Er spielte ruhig auf seiner Geige und wandte nur manchmal den Kopf zur Seite — er rief seinem Orchester das Tempo mit dem Auge zu. Nicht einmal seine Wädne flatterte beim Dirigiren gelpstig hin und her — vor Allem, weil der alte Bunko gar keine Künstlerloden trug. Und doch wurde da ein Katozymarich gespielt, der alle Hörer enthusiastisirte. Die Zigeunerprimasie aber sind wahre Virtuosen, wenn auch ihr Virtuositentum nicht mehr von unsern Tagen ist. Sie gefallen sich in der Pflege der veralteten Kunststücke, die sie allerdings in exquisiter Weise ausführen. Ihr Vogelgezwirfchen auf der Geige klingt so einheimelnd, wie es Die Wall niemals süßer geliebt. Man lauschte faszinirt dem „Oserobogaz, sarga oserobogaz“ (Maitäfer, gelber Maitäfer . . .) Nacz Pals, des Lieblingsmusikanten des Prinzen von Wales, und dem „Kopily focskén . . .“ (Fliege meine Schwabe) Jlatay Jani's aus Körbös. Zwei Saiten prangen dem lehrten während des Vortrages von der Geige ab, er spielte aber auf den übrigen seine Volksweise mit vollendetem Virtuosität zu Ende, wie Bagamini sein verliesenes Ständchen an die Großherzogin von Toscana.

Es vererben sich auch ihre berühmten Weisen von Geschlecht auf Geschlecht — jeder Zigeuner hat in seinem Repertoire die alten Melodien Czintai's, Martonoidy's, Banyal's Bihari's Koszavilghy's, Czernaf's und der übrigen Zigeunerweise, welche längst gestorben und begraben sind und die Jenen, die nach ihnen kamen, nichts gelassen haben, wie das Lied, welches sie den Saiten entlockt und das durch Jahrhunderte weiterklingt.

Die Zigeuner von heute werden ihren Kindern noch andere Vermächtnisse machen können; denn ihnen wird in späten Tagen der Lohn dafür, daß sie durch Jahrhunderte die Pflege und Erhaltung der ungarischen Musik besorgt haben, einer ißttraurigen, zauberhaften Musik, die eine unglückliche ungarische Dichterin, welche die tödliche Waffe gegen die eigene Brust gerichtet, in ihrem Schwanengesang als das Einzige auf Erden bezeichnet, von dem sie mit schwerem Herzen schrieb.

[Nachdruck verboten.]

Er trinkt.

Ein freiliches Lebensbild von Charles Baiffac.

(Autoris. Uebersetzung aus dem Französischen von G. Kubz.)

I.

Jatob war mit fünfundzwanzig Jahren in einem unserer ersten Handeshändler angestellt. Er war sehr jung in das Geschäft der Herren Gebrüder S*** eingetreten und hatte sich rasch durch seine Anstelligkeit und seinen Fleiß bemerklieh gemacht. Er verdiente achtzig Pfänder monatlich und war sehr geschätzt bei seinen Prinzipalen. Er brauchte nur in gereizter Weise zu leben; am Himmel seiner Zukunft zeigte sich kein drohendes Wölkchen.

Er liehte kein anderes Wesen, als seine alte Mutter, die er durch seine Arbeit ernährte — eine brave, schlichte Frau, die — frühzeitig verwitwet und mittellos — tapferen Sinnes ihren Knaben um den Preis unendlicher Opfer und Entbehrungen zu einem Manne erzogen hatte. Das müssen nur diejenigen, welche die wir Ärzte in gewissen feurlichen Stunden das schmerzliche Vordrückt haben, den Schleiher dieses verhärmten Selbstmuths leben zu dürfen.

Jatob kam eines Tages zu mir und hat mich, seine Mutter, die krank wäre zu befragen. Ein einziger Blick genigte, um mich zu überzeugen, daß der Arzt hier nichts mehr zu thun hatte: das Leben entwich aus diesem armen Körper, der durch zwanzigjähriges Fasten und übermäßiges Arbeiten erschöpft war. Ich verrieb eine kräftigende Dikt: halb rohes gebatenes Fleisch, Portwein und Seclul.

Noch am selben Tage mietete Jatob ein Gartenhäuschen an der Düne, wo ich die Kranke noch mehrmals besuchte. Ihr Lebenslicht erlosch allmählig. Das Minutestück und der Wein flühte ihr einen unbewunderlichen Wahren will ein! Arme Frau! sie hatte so lange von ihrem Wasser und gelassenen Frischen gelebt! Ich mußte Jatob benachrichtigen, daß er bald allein sein würde.

Als ich am nächsten Tage gegen Abend kam, schlie die Kranke. Jatob saß auf der Beranda und wartete auf mich; neben ihm stand ein kleiner Tisch mit einer Wasserflasche und einer — Braunweineflasche. — Er bot mir ein Glas Strog an; und während wir plauderten, ergriff

er jeden Augenblick die Brantweinflasche und füllte sein Glas wieder auf, nachdem er einen tüchtigen Schluck getrunken hatte.

Hier fand ich ihn von nun an jeden Abend. Seine Mutter starb. Er blieb in dem Gartenhaus; die Stadt erschien ihm unerträglich. Hier hatte er wenigstens nach beendigt Tagewerk Ruhe und brauchte nicht zu besorgen, daß Bästige kämen und ihn in seiner Traurigkeit störten.

Zwei Monate später ging ich gegen Sonnenuntergang bei ihm vorüber und trat ins Haus, um ihm guten Abend zu bieten. Ich fand ihn in seinem Lehnstuhl ausgestreckt.

Bei meinem Eintritt erhob er den Kopf, bot mir ein Glas Grog an und sank wieder zurück.

Ich veruchte, ihm einige Worte zu entlocken; seine schwere Zunge vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Ich entfernte mich tiefbetriibt.

Am nächsten Tage gegen drei Uhr ging ich auf sein Komptoir. Er war an Bord eines dem Hause zur Bestrafung übergebenen englischen Schiffes, konnte aber nicht sehr lange mehr ausbleiben. Ich wartete. Gegen vier Uhr kam er zurück; sein Gesicht war geröthet, seine Augen glanzlos; er roch nach Brantwein.

„Sie kennen die englischen Kapitäne!“ sagte er gleichsam entschuldigend.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, lieber Freund. Kommen Sie morgen zu uns zum Frühstück; ich erwarte Sie bestimmt.“

Am nächsten Morgen erschien er pünktlich. Er kam mit merkwürdig gealtert vor: seine Augen waren von dunkeln Ringen umgeben und leuchteten in unheimlichem Glanz; seine Züge waren schlaff und bleich.

Meine Frau beklagte sich herzlich über die Seltenheit seiner Besuche. „Es ist nicht gut“, sagte sie, „daß ein junger Mann so in der Einsamkeit lebt und sich von jeder Geselligkeit zurückzieht. Sie werden die rechte Zeit zum Heirathen übersehen und dann allein, unnütz und gelangweilt altern.“

„Also auch Sie, Doktor“, fragte er mich, als wir allein waren, „auch Sie raten mir, zu heirathen?“
„Ich rathe Ihnen gar nichts, mein Lieber; aber im Namen der würdigen Mutter, die Sie verloren haben, verlange ich von Ihnen, daß Sie sich über sich selbst klar werden und seinen Auges zusehen, was Sie aus Ihrem Leben machen. Das, und nur das hatte ich Ihnen zu sagen.“

Jakob verließ mich ziemlich frohlich und ich hörte ein halbes Jahr lang nichts mehr von ihm.

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Angelegenheit mich zu den Herren S*** führte. Jakob kam auf mich zu, ergiff meine Hand und zog mich in einen Flur außerhalb der Geschäftsräume.

„Besten Dank, Doktor!“ begann er mir sein Herz auszusprechen; „vielen Dank und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen geizig habe. Aber sehen Sie mich an, sehen Sie mich an, ich bin geheilt. Ich werde mich verheirathen; in acht Tagen werde ich meinen Antrag stellen; diese Frist habe ich mir gesetzt, weil ich meiner gewiß sein will. Aber ich werde Sie besuchen, Doktor. Wollen Sie mich auf Sonntag zum Frühstück einladen?“

„Sehr wohl, lieber Jakob, sehr wohl!“, antwortete ich ihm, indem ich ihm herzlich die Hand drückte. „Also auf Sonntag!“

Ich entfernte mich in freudiger Stimmung und glücklich über diese Bänderung.

Als ich meiner Frau mittheilte, welchen Gast wir zum Frühstück haben würden, war sie wenig zufrieden damit, denn sie hielt nichts von diesem unbeständigen Menschen, deren Freundschaft wie das Fieber ihre Perioden hat. Jakobs Geheimniß gehörte zu denjenigen, welche ein Ehrenmann nie verräth. Ich wußte sie indessen zu beruhigen, indem ich betheuerte, daß seine Freundschaft für uns hinfür nicht getrübt werden würde, ja, daß ich mich dafür verbürge.

Jakob war ganz entzückt am Sonntag. „Es wäre wirklich schade, daß er sich nicht verheirathete“, meinte mein Weibchen.

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich den Doktor hat, mich zum Frühstück einladen, um Ihnen von meiner Verheirathung Mittheilung zu machen?“

„So ist's recht, Herr Jakob, das heißt ich gut geschreiben. Und wenn heirathen Sie?“

„Fräulein Julie Vert.“

„Fräulein Julie Vert, die Klavierlehrerin?“

„Eben diese.“

„Ich mache Ihnen mein aufrichtigstes Kompliment, Herr...“

„Ein reizendes Mädchen und voller Vorzüge, die einzige Stütze ihrer alten Mutter — ihrer jungen Mutter, sollte ich sagen, denn die gute Dame ist jugendlicher herausgesehen, als ihre Tochter.“

„Ich hoffe“, versetzte Jakob lächelnd, „daß sie zu Gunsten ihrer Enkel dem zarten Kola und Apfelsgrün entgegen wird, um sich an etwas weniger lenzmäßige Farben zu gewöhnen.“

„Hoffen wir es, Herr Jakob. Und seit wann sind Sie verlobt?“

„Verlobt? Noch nicht, Madame; übermorgen erst werde ich meinen Antrag stellen.“

„Wie Sie haben noch nicht einmal um ihre Hand angehalten und sind so gewiß, ehrt zu werden...“

„Ich komme Ihnen sehr amahend vor, nicht wahr? Nein, nein, Madame, das bin ich nicht, und Sie werden sich davon überzeugen, wenn Sie die Geschichte meiner Liebe anhören wollen. Man sagt, die Frauen finden Gefallen an diesen vertraulichen Mittheilungen; und ich meinstheils gethe ich Ihnen ohne falsche Scham, daß ich

nicht wüßte, worüber ich mit Ihnen sprechen sollte, wenn nicht über Fräulein Julie.“

„Also los, lieber Freund“, sagte ich zu ihm, „und um ihre Erzählung aufzujährigen, will ich Ihnen einen Grog mischen.“

„Danke, Doktor, nie, nie“, rief er lebhaft und erhobete ein wenig.

„Es wird jetzt zehn Monate sein, als ich plötzlich entschlossen das Gartenhäuschen am Meeresstrand verließ, um in die Stadt zurückzukehren. Mein erster Gedanke war, das Häuschen, welches ich mit meiner Mutter bewohnt hatte, wieder zu beziehen; es lag mir viel daran, die Erinnerungen an sie recht lebendig zu erhalten. Wo wäre ich besser aufgehoben als in dem Häuschen, in welchem wir zwanzig Jahre gelebt haben! Das Häuschen war von Fräulein Vert und ihrer Mutter bewohnt; es kostete mich viel, darauf zu verzichten. Ich dachte daran, dem Eigenhümer eine höhere Miete zu bezahlen, als er von seinen neuen Mietern erhielt; aber dieser häßliche Gedanke ging mir nur flüchtig durch den Sinn, und ich beschloß, es bei den Damen selbst zu versuchen.“

„Am Abend gegen sieben Uhr setzte ich mir ein Herz und gelangte bis an die Thür. Ich hörte, daß Fräulein Julie Klavier spielte. Der Anstand gebot mir, bis zur Beendigung des Musikstücks zu warten. Sie spielte eine Beethoven'sche Sonate, eine lieblich-ernste Melodie von eigentlicher Poesie.“

„Es giebt, wie mir scheint, im Leben gewisse Augenblicke, wo man sich selbst entzückt, bunte und unbewußte Stunden, in denen man sich nicht mehr angehört, wo man nicht mehr von seinem Willen, sondern von irgend einem geheimnißvollen, von außen kommenden Antrieb beherrscht wird. Wenn ich ein Psychologe wäre, würde ich das besser so sagen wissen; jo aber schillern meine Worte nur unvollkommen die seltsame Sinnesstimmung, deren Herrschaft ich verfallen war.“

„Ich stand in der engen Straße, an die Mauer des gegenüberliegenden Hauses gelehnt und sah mit den Augen der Seele durch die geschlossenen biden Vorhänge in das halb erleuchtete Zimmer. Meine Mutter saß an ihrem gewohnten Platz, die Hände in ihrer gewohnten Stellung übereinander gelegt; sie lautete.“

„Ich vergaß alles um mich her und trat in das Haus. Fräulein Vert erhob sich flüchtig zum Begrüßung.“

„Ich blieb einen Augenblick stumm; dann stammelte ich einige Entschuldigungen, wobei ich meinen Namen nannte. Ich ließ meine Blide umherstreifen: alles war am alten gewohnten Platz — ihr großer Behnfluhl, ihr Bett, ihr Beschrämel. Ich sank auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.“

„Um nicht ganz lächerlich zu erscheinen, mußte ich den Damen ansäherlich und aufrichtig berichten, ihnen von meiner Kindheit erzählen, von dem heiligen und aufopfernden Leben meiner Mutter, von ihrem Tode und von der entsetzlichen Leer, die sich in mein Herz gegraben hatte, und endlich von dem Gedanken, der mich an ihre Thür führte.“

„Fräulein Julie wollte mir das Häuschen abtreten, nicht so Madame Vert — sie hätte sich daran gewöhnt. Ich mochte auch nicht darauf bestehen, erbat aber und erhielt die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit als Besucher, oder noch besser als Pilger in dieses Haus zu kommen, das für mich ganz voll war von tief schmerzlichen und doch so süßen Erinnerungen.“

„Sie erathen das Liebrige, Madame. Ohne daß ich es merkte, wurden meine Besuche immer häufiger und häufiger. Seit einem Monat sehe ich klar. Dieses Zimmer ist mehr als je das ganze Weltall für mich; ich finde dort alles wieder, was ich in der Vergangenheit geliebt habe — alles was ich in der Gegenwart liebe. Vor acht Tagen habe ich absichtlich meinen täglichen Besuch unterlassen.“

„Warum sind Sie gestern nicht gekommen?“ fragte sie mich.

„Ich wollte sehen, ob ich es nicht entbehren kann“, sagte ich offen.

„Ihr Blick schien zu sagen: „Nun, und?“

„Nein, es geht nicht, es ist unmöglich. Ich werde es nicht mehr versuchen.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein stiller Winkel.

Von B. zur Mühlen.

Umweit der Grenze Italiens, wo die rauschenden Bogen der Adria das von Reben und Feigen umfränzte Ufer bespülen, liegt einige Meilen landeinwärts ein kleines weltberühmtes Dorf, welches aus wenigen halbverfallenen Häusern besteht und dessen Stolz und Stolz ein großes weißes altes Herrenhaus ist, das inmitten eines herrlichen, baumreichen Parks abgetheilt ist.

Ein kleine Kapelle mit schlanen, venetianischen Campanile befindet sich nicht weit vom Schloß.

Durch die bunt bemalten Glasfenster der Kirchenfenster sieht die Sonne die und da farbige Mäster auf den Altar, vor welchem ein schwindiger Geistlicher eine Lobtenmesse celebrirt; ein metallener Sarg steht vor demselben, mit weissen Kränzen bedeckt. Kein Leidtragender ist zu sehen; kein lebendes Wesen, außer dem Priester, atmet in dieser Ede.

Nachdem die kirchliche Handlung vollendet, begiebt sich Vater Simonz durch eine Thür, welche die Kapelle von seiner Wohnung trennt, in seine stille Kammer. Hier heute ist sein Tagewerk vollbracht, denn sein Amt besteht nur darin, Seelenmessen für den Todten zu lesen und dessen Ruhestätte zu besüßen.

Jahre sind gekommen und vergangen, Menschen wurden geboren, lebten, litten und sind gestorben, das schwarze Gelock des Priesters ist weiß geworden, er aber steht noch an derselben Stelle, treu die einmal übernommene Pflicht erfüllend. Wie ein abgelebener Geist lebt er in diesem vergessenen Ort, sein frommer Sinn läßt sich genügen an dem engen Kreis, der ihm geworden und voll Frauen und Entseten, aber dennoch mit erbarungsvoller Milde denkt er der Verjudungen, der wilden Leidenschaft, denen der, dessen sterbliche Ueberreste er hier zu bewachen hat, erlegen ist...

Fürst Alonzo war ein schöner, eleganter Cavalier am Poie der spanischen Isabella und wurde, noch sehr jung, durch Familienverhältnisse bestimmt, einer kaum erblichnten jungen Anverwandten die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen. Das Leben des Paars war anfänglich zufrieden und glücklich, bis der Fürst eine schöne Landsmännin Eugenia von Montijo, die spätere Kaiserin der Franzosen, sah und setzte alle Hebel in Bewegung, um eine Scheidung zu ermöglichen. Ehe aber seine Bemühungen mit dem gewöhnlichen Erfolg gekrönt waren, übernahm Napoleon III. die Welt durch seine Vermählung mit der schönen Spanierin, deren Verreiz alle Welt bezauerte.

Alonzo eilte nach Paris, wurde aber, wie man sagt, sehr kühl in den Tuilerien empfangen. Wochen, Monate lang irrte er zweck- und ziellos in der großen Stadt umher, sein wirrer Blick, sein unklarer Verstand, das aus einem Extrem in das andere überging, machte seine Umgebung besorgt; man beobachtete ihn fortwährend, aber doch nicht genügend, denn eines Morgens suchte man ihn vergebens in jenem Zimmer — er war verschwunden.

Im Bois de Boulogne fand man seine Leiche mit dem Revolver in der krampfhaft geschlossenen Hand.

Die Gemahlin des Fürsten ließ den Todten, der so viel Leid über sie gebracht und den sie doch ungnäbig geliebt, nach dem ihr gebührenden einamen Schloß an der italienischen Grenze bringen und bestimmte, daß der Verbliebene, an heiliger Stätte, vor dem Altar in der kleinen Kapelle aufgebahrt bleiben solle, einem Geistlichen, der tägliche Seelenmessen lesen müsse, als Hüter in nächster Nähe. Die schwer geprüfte Frau ist bald nach dem erlärtem Ereigniß gestorben, aber ihr Testament bestimmt, daß Alles „für ewige Zeiten“ so bleibe, wie sie es angeordnet hat.

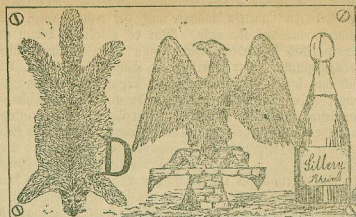
Kirche, Schloß und Park vermachte sie dem Sohn der Kaiserin Eugenie, dem Prinzen Louis Napoleon, durch dessen Tod diese selbst die Erbin der letzten Ruhestätte des Mannes geworden, der in wahrstimmiger Verblendung ihrretwegen in den Tod gegangen ist.

Welch eine wunderbare Fügung des Schicksals!

Mannigfaltiges.

Rebus.

(Nachbildung verboten.)



Logogriph von Verthold Arnau.

Ein Geisterkönig
Ist es mit „b“
Mit „a“ heißt es
Nagbaum die See.
Wenn man die Namen
Der beiden drischt,
Ist die Betonung
Dieselbe nicht.

Somonym.

(Nachdruck verboten.)

Bald kurz, bald lang, der Nüchle Bier,
Von Hoyen bin ich und von Metall,
Zeit mit und ohne Kopf mich Dir,
Und Du erblickest mich überall.

Mathematische Theilungs-Aufgabe.

Aus nebenstehendem Rechte, welches genau noch einmal so lang wie breit ist, soll durch zwei schiefe Schnitte und Zuzammenlegen der entstehenden 3 Theile ein dem Rechte inhaltlich gleiches Quadrat gebildet werden.

Lösungen aus Nr. 25.

1. Logogriph: Dublin, Dublin. — 2. Arithmogriph: Bierstadt, Eisen, Tarent, Eisen, Metall, Salzbad, Weinbad, Umland, Kopfbad, Eisenman.

Correspondenzen.

Herrn. Berlin, Louis G. S., Wien, Müller, Hugo Steiner. Nicht richtig: Zeits. B. W. S. V. Journal, 1. Jahrg. April 23. Zu der von Ihnen eingesandten Silberaufgabe befinden sich einige Unrichtigkeiten, die eine vollständige Umarbeitung der Aufgabe notwendig machen. Wir müssen Sie ersuchen, sich derselben selbst zu unterziehen. A. Rudolph, Correspondent Nr. 2 richtig.